

Soldat der Revolution Gottlieb Schneider

„Teurer Heinz!

Ich liebe Dich sehr und will, daß Du ein echter Sowjetmensch wirst: geistig, und physisch gesund, ehrlich, arbeitsam, allseitig entwickelt, klug und lebensfroh.“

Das sind Zeilen aus einem Brief Göttlich Schneiders an seinen Sohn. Er schrieb ihn im Dezember 1939, fern von der Familie, von der Arbeit und seinen Freunden.

Er wollte, daß sein Sohn ein solcher Mensch werde. So war er selbst bis zum letzten Atemzug gewesen. Hätte man es ihm aber gesagt, so hätte er bloß den Kopf geschüttelt: ich bin solch ein Urteil nicht wert.

Wir, die wir ihn in den verschiedensten Situationen und auf den verschiedensten Posten sahen, die ihm die Partei anvertraut hatte, kennen wohl leichter über seine Vielseitigkeit, seine Menschenliebe, seinen großen Fleiß und seine Treue zur Sache der Partei schreiben. Wir haben es leichter, zugleich aber schwerer, denn es ist schwierig, über einen zu schreiben, den man gern hatte, den man geschätzt und geachtet hat, der, jedoch so früh (1942) aus dem Leben geschieden ist.

Am 21. August 1966 wäre Göttlich Schneiders 73 Jahre alt geworden. Seinem Andenken wollen wir unsere Erinnerungen widmen.

Das Schicksal Gottlieb Schneiders ist typisch für die ersten Revolutionsjahre. Er wurde als Sohn eines armen Bauern im kleinen Dorf Stahl am Karaman geboren, dort verlebte er auch seine Kindheit. Er verlor früh den Vater und mußte sich als Knecht verdingen. Die einzige Freude des Knaben war die Landschaft an der Wolga. Nicht von ungefähr schilderte er, schon als anerkannter Publizist und Feuilletonist, mit so viel Liebe die Wolgasteppe, die mit stacheligen, schütterten Sträuchern bewachsenen Hügel, die unansehnlichen und doch eigenartig schönen Steppenflüßchen oder die schläfrige Stille im Dorfe. Das alles „sprudelte“ jedoch erst später aus seiner Feder hervor. Damals hatte er es sich bloß fest eingepägt. Und nicht nur die Landschaften an der Wolga, sondern auch die Armut und Abhängigkeit von den Reichen, die derben Sitten und das fade Leben. Und immer wieder fragte er: Muß das so sein?

Der Wunsch, auf diese und viele andere Fragen eine Antwort zu finden, veranlaßte ihn, zu den Büchern zu greifen. Er wollte alles wissen, alle Fragen beantwortet bekommen.

Die erste Stufe — die Dorfschule — beendete er als bester Schüler. Dafür wurde ihm ein Stipendium zuerkannt. Es reichte gerade, um das Schulgeld in der Russischen Zentralschule von Katharinenstadt zu bezahlen. Zum Leben blieb ihm nichts. Und doch hatte Gottlieb Glück — er wurde Hauslehrer in einer reichen Familie. Von dem verdienten Geld konnte er sich allerdings kaum über Wasser halten. Und obwohl er sich nie satt aß und nie ausschweif, beendete er glänzend die Schule und wurde Volkslehrer.

Von den Lehrern jener Zeit mit ihrer universellen Bildung ist schon viel geschrieben worden, und das soll hier nicht wiederholt werden. Gottlieb war natürlich keine Ausnahme. Und doch unterschied er sich von anderen: Er wollte den Dingen auf den Grund gehen, er las Bücher über Philosophie und Ökonomie, Politik und Geschichte, Logik und Psychologie. Und so erkannte er, wo sein Platz im Leben war.



...1918 trat Göttlich Schneider in die Partei der Bolschewiki ein.

Krieg, Intervention, Zerstörung, weißgardistische Meutereien. Überall wurden die Schulen geschlossen. Es fanden sich nur wenige, die, losgerissen vom Geschehen, die Schulbank drücken wollten — bald verging ein Tag gut, bald aber fiel irgendeine Bande ein. Gottlieb Kasparowitsch hing an seinem Beruf, mußte ihn aber aufgeben. Er ging an die Front, in die Rote Armee. Beteiligte sich an der Zerschlagung und Liquidierung der konterrevolutionären Banden an der Wolga, leistete politische Aufklärungsarbeit unter den Rotarmisten.

Nach dem Krieg stand er erneut mitten im politischen Geschehen. In Marxstadt leitete er die Kommission zur Bekämpfung des Hungers und der Verwahrlosung der Kinder. Damals, in den Dürrejahre 1920 und 1921, konnte man diesen mittelgroßen, hageren, gut gebauten, stets korrekten jungen Mann, hinter dessen Zwicker kluge, lebhaftige Augen bückten, in den entlegensten Dörfern des Marxstädter Kantons antreffen. Statt eines MG-Wagens fuhr er nun ein Fahrrad, an dem die Leute ihn erkannten, sich ehe er angekommen war.

Sogar in dieser Zeit, als Gottlieb Kasparowitsch hungernde, bis auf die Knochen abgemagerte Kinder rettete und die unsäglichen Leiden der Menschen sah, glaubte er fest an die Zukunft, freute er sich über das Heldentum seiner Mitkämpfer.

Folgender Fall trug sich im Juni 1921 zu. Ein Trupp Rotarmisten kam mit Lastautos in ein Dorf des Marxstädter Kantons, um die hungernden Waisenkinder zu sammeln und zur Aufnahmestelle nach Saratow zu bringen.

Als sie schon wegfahren wollten, näherte sich Schneider mit seinem Fahrrad den Autos. Er reichte allen die Hand, dann entspann sich ein lebhaftes Gespräch mit einem Mitglied des Dorfsowjets, das den Rotarmisten geholfen hatte, als plötzlich eine Stimme vom ... rief:

„Genosse Schneider! Überreden Sie doch den Mann, daß er mit uns kommt. Er hat keine Familie. Hier bleibt er kaum am Leben.“

„Was hat er Ihnen geantwortet?“ fragte Schneider.

„Ich komme nicht mit, ich kann die Erde nicht im Stich lassen, hat er gesagt.“

Man hätte sehen müssen, mit welcher Liebe und welchem Stolz Gottlieb Kasparowitsch den Mann anblickte, wie herzlich er alle anlächelte. Dann sagte er:

„Nein, so eher darf nicht fort und darf auch nicht sterben, er ist hier unentbehrlich. Bald wird der Winteracker gepflügt. Wenn wir Saatgut bekommen, dann...“

Er streckte die breite Handfläche aus, als lägen die ersehnten Samenkörner darauf. Mit einer weit ausholenden Bewegung warf er sie dann gleichsam in die Erde. Und das war so überzeugend, daß die Menschen, müde von der Arbeit und erschöpft vor Hunger und Hitze, den Glauben schöpften, daß es so sein würden — das Getreide würde Ähren treiben, die Augen der Menschen würden wieder leuchten, wenn sie ein Stück frisches duftendes Roggenbrot in die Hand nehmen.

Und alle, die Kinder wie auch die Rotarmisten, erinnerten sich doch lange an die Worte dieses prachtvollen Menschen, an seine Überzeugung und Zuversicht, daß sich bald alles einordnen würde.

Übrigens pflegte Gottlieb nie Versprechungen zu buchen, er war ein Mann der Tat. Für viele war er der beste Ratgeber und Helfer, mitunter sogar der Vater. Mit seiner Frau Erika, pflegte er Kranke. Er kümmerte sich stets um die Erziehung seiner Zöglinge, selbst als er nicht mehr in Marxstadt wohnte, sondern in Moskau im Zentral-Exekutivkomitee der Sowjetunion arbeitete. Am besten zeugt wohl ein Brief Albert Schweigerts, ehemaliger Zögling eines Kinderheims, von der Herzengute und Hilfsbereitschaft Schneiders.

„Als ich nach Moskau in die Hochschule kam, wußte ich nicht, wo ich wohnen sollte. Das Studentenheim war überfüllt. Ich hatte auch keine Bekannten. Ich konnte mich nicht entschließen, Gottlieb Kasparowitsch aufzusuchen. Ich glaubte, er würde sich kaum an mich

erinnern. Das war aber ein Irrtum. Als Schneider irgendwie erfahren hatte, daß ich in Moskau war, lud er mich zu sich ein (eine Zeitlang wohnte ich bei ihm), verschaffte mir Lehrbücher und eine Kantine und später auch einen Platz im Studentenheim. Obwohl seither schon viele Jahre vergangen waren und trotz seines Postens war er so geblieben, wie ich ihn in Marxstadt gekannt hatte — ein wahrer Vater.“

Doch wir haben vorgegriffen. Zwischen diesen zwei Ereignissen liegt ein ganzes Jahrzehnt. Das war wohl die angespannteste und schwierigste Zeit in Schneiders Leben.

Er war Leiter der Tscheka in Marxstadt. Aber nicht nur Leiter. Er beteiligte sich unmittelbar an fast allen von ihm selbst ausgearbeiteten Operationen. Wie oft drang er als erster, den Revolver in der Hand, in die Häuser ein, in denen sich Banditen eingenistet hatten.

Von 1922 bis 1926 war Schneider Sekretär des Parteikomitees in Marxstadt und Mitglied des Gebietspartei-Komitees. Hier zeigte sich besonders seine Fähigkeit, mit Menschen umzugehen, sie zu überzeugen und zu erziehen. Die Kommunisten und Komsomolzen holten sich bei ihm gerne Rat, denn sie wußten, daß seine Ratschläge, untermauert durch Menschenkenntnis und Verständnis für den Sinn der Ereignisse, richtig und wirksam waren. Er konnte sich stundenlang mit Menschen unterhalten, die eine irriige Meinung vertraten, konnte aber auch streng und unerbittlich sein, wenn er es mit Saboteuren und Feinden der Sowjetmacht oder mit Leuten zu tun bekam, die für das Volk nicht arbeiten wollten. Aber immer sprach Schneider im Namen der Sowjetmacht, und die Wahrheit war stets auf seiner Seite. Die Wahrheit für Schneider war sie gleichbedeutend mit „Licht“, „Glück“, „Freude“, „Volksreichtum“. Immer und überall kämpfte er für die Wahrheit.

In jenen Jahren schrieb er oft in der örtlichen Zeitung unter dem Pseudonym Harro Stahl. Mit seinen Artikeln und Feuilletons, die in den „Nachrichten“, in der „Roten Jugend“ und der Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“ erschienen, brandmarkte er die Demagogen und Bürokraten, die in einem Meer von Papieren versanken und nicht zu arbeiten verstanden, prangerte er die Kulaken an, die die Sowjetmacht haßten, fand aber die herzlichsten Worte für die Kommunisten und Komsomolzen, die Arbeiter und Bauern, die aktiven Streiter für die gemeinsame Sache. Schneiders literarisches Schaffen fand großen Anklang nicht nur, weil er akute Fragen behandelte, sondern auch weil er in einer ausgezeichneten Sprache und je nach den Umständen mit Humor oder mit Zorn schrieb. Wie jeder gute Literat und Journalist feilte er unentwegt an seiner Sprache. In seiner Brusttasche steckte immer ein Notizbuch, das er, sei es auf einer Versammlung oder bei einem Gespräch, herauszog, um sich ein Wort oder einen Ausdruck, der ihm gefallen hatte, zu notieren.

Gottlieb Schneider war schlicht und bescheiden. Er folgte stets den Einladungen der Komsomolzen zu ihren Erholungsabenden, vergnügte sich mit allen bis spät. Doch am nächsten Tag kam er pünktlich ins Büro. Er arbeitete lange und intensiv, und wir, die Jüngeren, bewunderten seine Unermüdlichkeit. Oft oder eigentlich fast immer setzte er seine Arbeit abends zu Hause fort. So war es auch 1926—1930. Damals wohnte er in Engels und war leitend in der Landwirtschaft tätig. Als er diesen Posten antrat, war gerade Hochwasser. Viele alte Einwohner der Stadt erinnern sich noch seiner rastlosen Tätigkeit. Er vertauschte sein Arbeitszimmer gegen Boote, mit denen er Menschen und ihr Eigentum vor dem entfesselten Element retteten. Tag und Nacht war er mit dem Parteiaktiv an der Wolga.

Mit bolschewistischer Prinzipienfestigkeit führte er die Leninsche Agrarpolitik durch und befaßte sich vornehmlich mit der Bodenverteilung. Vorüber war die Zeit, da die reichsten Bauern die besten Ländereien bewirtschafteten. Das Klassenprinzip der Bodenverteilung trat in Kraft. Die Felder in der Nähe des Dorfes wurden den Arm- und Mittelbauern zugeteilt, die weiter gelegenen den wohlhabenden Bauern und Kulaken. So konnten sich die Armbauern von den Kulaken unabhängig machen. Diesem Ziel dienten auch die Kredite, die den Arm- und Mittelbauern zum genossenschaftlichen Erwerb von Maschinen gewährt wurden.

Die Kulaken traten natürlich gegen diese Bodenverteilung auf, sie veranstalteten oft Versammlungen in der Hoffnung, sie würden mit Stimmenmehrheit (manchmal bestachen sie

schwankende Elemente) diese Frage zu ihren Gunsten lösen. Doch Schneider war fast immer dabei, führte überzeugende Argumente für die neue Bodenverteilung ins Feld und stärkte damit die Sowjetmacht auf dem Lande.

Schneiders Tätigkeit zeitigte bald Ergebnisse. Seine in den Dörfern des Kantons Marxstadt gesammelten Erfahrungen wurden in anderen Rayons angewandt. 1927 änderte Gottlieb Kasparowitsch die Pläne der Bodenverteilung so, daß sie die Grundlage für die Kollektivierung abgaben.

1930 übersiedelte Schneider nach Moskau, hielt jedoch die Verbindung mit seinen Landsleuten aufrecht. Wer in persönlichen oder dienstlichen Angelegenheiten nach Moskau kam, konnte mit seiner Unterstützung rechnen.

Im Parteiauftrag fuhr er 1933 nach Mittelasien, um dort Politabteilungen der MTS zu organisieren bzw. zu festigen. 1937 fiel er einer Verleumdung zum Opfer.¹

Vier Jahre lang war Gottlieb Kasparowitsch in Haft. Ein paar Briefe an seine Frau Erika und seinen Sohn Heinz haben uns erreicht. Jede Zeile zeugt von seinem Glauben an die Partei, an die Gerechtigkeit. In einem der letzten Briefe an seine Frau schrieb er:

„Ich will leben und Euch wiedersehen... Du weißt, daß ich unschuldig bin. Du kennst mich doch... Ich bin kein Windbeutel, der seine Idee für ein Linsengericht verkauft. Doch muß sich all das bald klären. Darum hoffe ich... Sei immer pünktlich in Deiner Arbeit... Dabei sollst Du wissen, daß ich der alte bin — ein Kommunist.“

A. WEBER, A. PAUL-HORST,
N. BELLENDIR, G. FISCHER,
J. WORMSBECHER, W. FUCHS,
R. KÖLN, E. LERCH,
K. BACH, A. RUB,
K. GLADILIN, K. KRÜGER,
D. FRANZ, K. SCHWEIGERT,
F. SCHÖSSLER, W. SCHMELJOW

Neues Leben, Nr. 34 vom 17. August 1966.

¹ 1954 wurde G. Schneider postum rehabilitiert.